

(Nachdruck verboten.)

31

## Strandgut.

Von Ernst von Wolzogen.

„Heiliges Wetter!“ dachte der alte Mortensen und biß ingrimmig auf seine Pfeifenspitze: „Muß der heillose Wicht auch gerade jetzt loslegen, wo ich meinte, ich hätt' ihm durch das Klavizimbel den Mund gestopft. Hol' dich der . . .!“ Und lauter setzte er hinzu: „Na, na, na — was giebt's da zu flennen, alter Sohn! Schlagt Euch die Liebesgrillen aus dem Sinn, Musche Thorsten — Ihr seid fürs erste Mal noch viel zu jung für den Ehestand — habt noch lange das Examen für große Fahrt nicht abgelegt, haha! Es ist nun das erste hübsche Mädchel, das ihr nach so und so viel Monaten gesichtet habt, und das geht immer wie der Funken ins Pulverfaß — das kennen wir Seeleute! Aber Ihr wollt Euch ja erst umsehen in der Welt, Ole Thorsten, und da findet Ihr ihrer noch zu Dutzenden, die Euch noch ganz anders zu thun machen wie die da!“

„Wo denken Sie hin? Das ist keine Seemannsliebe wie Sie's meinen,“ flüsterte der Jüngling gekränkt zurück. „Das ist etwas — so stark, so rein, so . . .!“

„Nu ja, ja — meinetwegen!“ unterbrach der Alte. „Seid Euch in Gottes Namen gut, sie meint's ja auch gut mit Ihnen; aber sonst, das kann ich Ihnen sagen, sonst ist mein Mädchel nicht zu jeder Dummheit zu kriegen! Sie hat die Augen höllisch weit offen, und da hinter der Stirn ist sie desgleichen gar hell, läßt sich auch den Schnabel mit einem Kuß nicht zusperren, wenn sie noch was Gescheites zu sagen weiß. Sie hat, mit Verlaub, für Euch beide Verstand — haha! Und wenn sie Sie durchaus haben will, nu, dann mag sie wohl recht haben. Ich sage nur . . .“ er war eifrig und etwas laut geworden in seinem kräftigen Bemühen, den Freier abzuschütteln — auf gute Manier, wie er vermeinte: — aber Thyra hatte eben ihr Lied beendet und sah sich nach den unaufmerksamen, schwatzenden Männern um; so brach er dem plötzlich ab und schob mit einem Ruck die Pfeifenspitze in den andren Mundwinkel.

Ole erhob sich gleichzeitig mit Thyra und ging ihr ein paar Schritte weit entgegen, um ihr die Hand zu drücken.

„Ich danke Dir,“ sagte er, noch immer halb schluchzend. „Aber Du solltest noch mehr singen.“

„Du?“ rief sie erstaunt, mit einem fragenden Blick auf den Vater.

„Nun ja freilich — Du! Hast Du nicht selbst gesagt, wir wollen wie Bruder und Schwester sein?“

„Sehen Sie wohl, Thorsten?“ rief der Alte gutlaunig. „Das hat sie Ihnen gesagt, haha! Wie Bruder und Schwester, ja, das lasse ich mir gefallen. Einen Bruder kann sie wohl gebrauchen, wenn's auch bloß ein Notbruder wär' — ein so wupps ans Land geworfener!“

Und Thyra schüttelte den Kopf und drohte lächelnd mit dem Finger: „Ei, ei, Herr Thorsten, haben Sie doch geschwabt? Ich sehe schon, ich habe Sie zu gut behandelt. Warten Sie nur, wenn Sie erst wieder gesund sind, dann sollen Sie mich anders kennen lernen! Ich kann recht schlimm sein, nicht wahr, Vater?“

„O ja, teuflermäßig schlimm kann sie sein, Musche Ole! Hoho! Wartet nur, bis Ihr erst vierzehn Tage lang Rosinen im Kaffee geschluckt habt, da werdet Ihr den Hielmer Leuchtturm samt dem Feuermeister und Schwester Thyra zum Kuckuck wünschen!“ Und dann lachte der alte Seebär, als gält' es dem größten Späße von der Welt.

Der arme verliebte Isländer schaute so trübselig von dem lachenden Vater auf das lachende Töchterlein, daß dieses ihm mitleidig die Hand auf den Arm legte und sprach: „Da seht Ihr's nun . . . Herr Bruder, was für böse Leute wir sind. Armer Mann, Ihr seid unter die wilden Feuerländer geraten! Aber ehe wir Euch verspeisen, wollen wir Euch wenigstens ein bißchen herausfuttern. Solange noch ein kräftiger Bissen im Hause ist, sollt Ihr nicht Hunger leiden. So wartet ein wenig. Höre, Vater: eine Flasche Portwein,

nicht wahr? Und einen herrlichen Schinken haben wir auch noch auf der Kammer.“

Sie geleitete den Genesenden sorgsam nach seinem Blase zurück, und dann im Vorbeigehen fragte sie Tante Petra, ob sie nicht auch ein Gläschen Portwein mittrinken wolle auf Oles Gesundheit.

Die Kranke horchte auf und richtete wieder den starren Blick auf ihr Gegenüber. Und dann, statt aller Antwort, begann sie mit dem Kopfe zu nicken und mit den gefalteten Händen Takt zu schlagen wie vorher zur Musik — und dabei ließ sie, geschlossenen Mundes, ein leises, trauriges Summen vernehmen — es klang, als wolle sie eine Melodie festhalten, die ihr eben durch den Kopf ging.

„Ja, ja, gewiß, Tante, nachher spielen wir wieder!“ versetzte Thyra liebreich, indem sie der Armen eine Strähne des immer noch glänzend schwarzen Haares zurückstrich, die ihr über die Stirn gefallen war. Dann eilte sie rasch hinaus, um den Zimbiß zu besorgen.

Der Feuermeister qualmte wie ein Dampfschiff, wenn die Kohlen naß geworden sind, während er angestrengt darüber nachdachte, worauf er wohl nun die Rede hinsteuern solle, um den Verliebten auf andre Gedanken zu bringen. Der aber war früher fertig geworden als der Alte und ärgerte ihn allsogleich nicht wenig, indem er eben den Stoff hartnäckig wieder aufnahm, von dem jener ihn ablenken wollte.

„Ach, mein lieber Kapitän, Ihr habt freilich recht, wenn Ihr mich auslacht, Sie und Ihre Tochter,“ begann der arme Teufel im Tone komischer Verzweiflung. „Wie ich hier so kläglich herumschlottere in Ihren weiten Kleidern und mich wie ein Spittelweib zum Schmoren in die Sonne setze, da könnt Ihr freilich nichts Besseres thun, als mich auslachen. Aber laßt mich nur erst wieder zu Fleische kommen und einem Vater unter den Fingern gewesen sein! Und sonst auch kann ich ganz gut aus Heiraten denken; denn, wie ich Euch schon erzählte, meine Umstände sind so übel nicht. Mein Oheim, der alte Gudleif Thorsten da oben in Reifjanes, hinterläßt mir mal sein ganzes stattliches Anwesen mitsamt seinen Walfischjägern, einer Schonerbrigg, einer Galeasse und zwei hübschen Fijerschuluppen. Er hat mich nur dies eine Mal noch als Steuermann auf der fremden Brigg mitfahren lassen, damit ich mir das alte Mutterland einmal gründlich ansehen soll, ehe ich mich droben im Nordland festsetze und dem Alten die Arbeit abnehme. Und wenn ich ihm ein so rares Weibchen mit heimbringe, da wird er sich doppelt freuen; denn ich bin ganz frei und grundledig von da fortgezogen — das könnt Ihr mir glauben! — und hab' keine Hoffnungen gefaßt, noch irgend einer gemacht.“

„Ja, ja, das ist alles ganz schön und gut und mag sich wohl so verhalten,“ brummte der Feuermeister nach einiger Bedenkung. „Aber ich meine nur, Sie sind eben doch noch zu grün zum Ehestand, mein guter Thorsten. Und meine Thyra fragt den Kuckuck nach Euren Walfischen, Schonerbriggs und Galeassen, wenn ihr das Herz nicht so heiß entbrannt ist gegen Eure liebwerte Person, daß ihr im Eisland kein Frost bekommen kann! Denkt Ihr denn, Ihr wäret der Einzige und Unübertrefflichste, den mein Mädchel hier zu Gesicht kriegen kann? O nein, da kommt nur einmal im Sommer her und seht zu, wie's dann manchmal hoch bei uns hergeht. Die schwarzhäarige Thyra Mortensen kennen sie alle, die Herren Junggejellen drüben in Zütland, und auch die städtischen großen Herren, die mit ihren Lustjachten bei uns anlegen, bloß um hier wie ein Kater um den Leuchtturm zu streichen und mein Mädchel anzuschmachten. Freilich, sie mag gern ihren Spaß mit dem verliebten Mannsvolk treiben, und alles junge Frauenfolk auf zehn Meilen im Umkreis möchte gelb und grün werden vor Gift und Neid und sagt ihr so viel Böses nach von wegen ihrer Liebhaber, wie nur eine Herde alter Jungfern ausheden kann. Das sieht uns aber wenig an, mein Mädchel und mich, sie lacht alle aus, und ich weiß, was ich von ihr zu halten habe. Ihr seid auch nicht der Erste, der sie von mir hat haben wollen, Ole Thorsten. Gott bewahre! Aber wenn so einer erst die Thyra gefragt: Kind, mußt du den Menschen durauch haben? Und dann hat sie allemal gelacht und gesagt: „Hör', Vater, wenn ich's recht bedenke, so geht's am Ende auch ohne den. Der ist

noch nicht hochgeboren genug für dein Freilustkind vom Hjelmer Turm." Und da hab' ich denn immer leicht Spiel gehabt und den Herren gesagt, sie sollten mit einer Bittschrift an den Hof gehen, denn die Thyra wär' nur so nebenbei Kaptein Mortensens Tochter, zuvörderst aber mal königlicher Feuerassistent, haha!"

Vergnüglich lachte der Alte in sich hinein und fand es äußerst belustigend, daß der arme Ole Thorsten sich die Lippen zernagte und mit den geballten Fäusten auf die Armlehnen seines Stuhles losschlug.

Und nun brach er los: „Nehmt es mir meinetwegen krumm, wenn Ihr wollt; aber Ihr seid der grimmigste alte Seebär, der mir noch vorgekommen ist, Kaptein! Ihr habt wohl anders kein Mitleid mit einem ehrlich verliebten Manne, als wenn er gänzlich auf der Nase liegt und das kalte Fieber ihm die Knochen im Leibe durcheinander schüttelt. Na, Ihr werdet mich bald wieder soweit haben, verehrter Unmensch! Sollte ich aber trotz alledem wieder flott werden, dann setze ich auch alle Segel auf, um von hier fortzukommen; aber nicht allein, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Wenn ich mir was in den Kopf gesetzt hab', dann führ' ich's auch durch — mag's biegen oder brechen!"

Halla! Das wollen wir doch erst sehen!" brauste der Feuermeister auf und schlug nun auch seinerseits — ob im Scherz oder ernstlichen Zorn, das war nicht recht ersichtlich — mit der Faust auf den Tisch. „Zum Fortlaufen gehören zwei! Ich will auch bloß ruhig zusehen!"

Mit einem kräftigen Ruck drehte Ole Thorsten seinen schweren Sessel herum und that zunächst einmal mit der geballten Rechten so gewaltig des Kapteins Vorschlag nach, daß die Hängelampe flirrte, alle Möbel in der engen Tagstube zitterten und das alte tafelförmige Klavier vor Schreck einen vernehmlichen und äußerst unharmonischen Schmerzenslaut von sich gab. Er rollte dazu wild mit den Augen, that seinen Mund weit auf und . . .

In diesem Augenblick trat Thyra wieder herein, rosig und lächelnd, setzte ein Präsentierbrett mit Geschirr auf den Tisch und begann flink zu decken.

„Ei der Tausend!" rief sie lustig. „Sie scheinen ja merkwürdig schnell zu Kräften zu kommen, Bruder Ole, seit Sie aus dem Bette sind. Und Du, Vater, Du rauchst wohl heute Deine stärkste Sorte? Du bist immer besonders schlimm, wenn Du den in der Pfeife hast. Hu, hu! Ihr jankt Euch ja, daß man es bis in die Küche hört, Ihr Herren. Seht nur Tante Petra an, die ist ja vor Angst bald vom Stuhle gerutscht.“

Und während die beiden Männer beschämt zur Seite guckten, hob das Mädchen mit seinen starken Armen die arme Tante unter den Armen wie eine Puppe in die Höhe und setzte sie ordentlich in ihrem Lehnstuhl zurecht. Dann machte sie sich von neuem an das Tafelbrett, ging hin und her mit ihrem raschen, leichten Schritt, hockte sich auf den Boden nieder, um aus dem untersten Fach des Schrankes im Nebenzimmer noch dies und jenes Gerät zu holen und zierlich auf dem Tisch zu ordnen. Dann ergriff sie wieder den großen Präsentierteller, stemmte ihn in die Hüfte und überschaute aufmerksam ihr Werk. Wie sie aussah, ward sie Ole Thorstens innig bewundernden Blick gewahr, mit dem er jede ihrer Bewegungen verfolgt hatte. Sie errötete flüchtig und drohte ihm mit dem Finger.

„Bruder Ole," scherzte sie, „wenn Ihr Euch noch einmal so gar gesund aufführt, daß ich's bis in die Küche hören kann, dann kriegt Ihr keinen Tropfen Portwein zu sehen — er könnte Euch zu sehr aufregen! Vater trinkt ja so wie so keinen!"

„Willst Du wohl, Gese!" lachte der Alte. „Und stecke die Flasche erst ein bißchen in warm Wasser, hörst Du?"

Thyra ging, und die beiden Männer waren wieder allein miteinander. Ole schaute zum Fenster hinaus, um Tante Petras hochtenden Blick zu vermeiden, und der Feuermeister taute nachdenklich an seiner Pfeifenspitze.

Sie hatten ein paar Minuten so schweigend gegessen, als der Alte sich räusperte und also begann: „Hört, Freund Ole, nehmt mir's nicht übel auf, daß ich Euch vorhin da so verflucht hitzig zu Leibe gegangen bin. Ihr müßt nämlich wissen: ich habe gutem Grund, wenn ich Euch jungem Fant vom vorschnellen Heiraten aus blinder Verliebtheit abrate. Wie gut ich's mit Euch meine, seht Ihr daraus, daß ich Euch erzähle, was ich am liebsten selbst längst vergessen hätte. Ja — war nämlich einmal verheiratet —"

Hier brach der Feuermeister ab und bearbeitete wieder heftig sein Pfeifenrohr mit den Schneidezähnen.

Ole Thorsten wandte sich ungeduldig nach ihm um und forschte neugierig: „Nun ja, und was weiter?"

Kaptein Mortensen seufzte tief auf und bequemte sich dann endlich zu weiterer Auskunft: „Ich war auch so ein junger Kerl wie Sie, Thorsten, und es war auch so eine Liebe auf den ersten Blick und so toll, daß die Flammen gleich zum Dache hinausschlügen. Das Mädchen war verdammt schmucl und — na, wir liebten uns rasend, wie man zu sagen pflegt. Ich heiratete d'rauf los, obgleich mir's nicht so gut ging wie Ihnen zum Exempel. Aber der Himmel hing mir voller Geigen, und ich hatte so viel Hoffnungsbalken an Bord, daß ich nicht so leicht kentern konnte. Nun, das war alles sehr schön, und der Abschied, als ich auf die erste große Reise nach der Hochzeit fort mußte, war herzbrechend. Die Tanten und sonstigen Anverwandten standen drum rum und jammerten: „Das hält sie nicht aus, die arme, kleine Frau, die Trennung ist ihr Tod, das wirst Du noch sehen, Mortensen!" Ja, so zeterten die Weiber, und meine kleine Geliebte trugen sie wie ein Bündel Wäsche von der Hafensbrücke fort, als mein Schiff absegelte. Und wie ich nach so und so vielen Monaten — es war noch kein Jahr darüber vergangen — gesund und froh und denbeutel voll Geld von Brasilien heimkomme, da finde ich mein Nest — leer! Das saubere Täubchen war unterdessen gleichfalls auf Reisen gegangen und hatte den Rückweg nicht mehr finden können!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Londoner Vororte.

Das deutsche Bahnwesen hat gewiß seine nicht zu verkennenden und nicht zu unterschätzenden Mängel. Nichtsdestoweniger vermag das englische einen Vergleich mit demselben nicht auszuhalten. Soweit es sich freilich um die wirtschaftliche Lage der darin Beschäftigten, insbesondere des eigentlichen Betriebspersonals handelt, sind beide von der gleichen Minderständigkeit. Dagegen ist das deutsche Bahnwesen dem englischen weit voraus in Bezug auf jene Bequemlichkeit des Verkehrs, die den verschiedensten Bedürfnissen Rechnung zu tragen versteht. So findet die dritte Wagenklasse in England nur in beschränktem Maße Verwendung. Auf den großen Verkehrslinien ist die erste und zweite durchaus vorherrschend. Die dritte Wagenklasse trifft man hauptsächlich auf kurzen Strecken sowie im inneren Verkehr Londons und seiner Vorstädte. Hier dient sie fast ausschließlich zur Beförderung der Arbeiter von und nach den Arbeitsstätten, weshalb es bei dem streng auf den sozialen Rangunterschied haltenden englischen Bürgertum durchaus verpönt ist, dieselbe zu benutzen. Desungeachtet sind in den Stunden bis 7 Uhr morgens und ummittelbar nach 5 Uhr nachmittags die Züge dritter Klasse im inneren Verkehr Londons in vielfach geradezu lebensgefährlicher Weise überfüllt, insbesondere jene, welche die Verbindung mit den östlichen Vorstädten vermitteln.

Diese letzteren, neben dem sogenannten verarmten Ostende die eigentlichen Arbeiterviertel, zeichnen sich samt und sonders durch ihre winkligen, verschlungenen, schmutzigen und durchweg schlecht, wenn überhaupt gepflasterten Straßen aus, deren meist einstöckige Häuser eng aufeinander hängen. Während man auch in den Arbeitervierteln im Norden und Osten Berlins mit der Anlage breiter und baumbepflanzter Straßen und Plätze begonnen hat, ist das östliche London mit Ausnahme ganz weniger Hauptstraßen noch ganz im Stile der räumlich zusammengedrängten Stadt vom Anfange des vorigen Jahrhunderts erbaut. Asphalt- oder Holzpflasterung, die neben einer regelten Kanalisation für die öffentliche Gesundheitspflege von größter Bedeutung sind, kennt man in London überhaupt nur an wenigen Stellen und im Ostende und seinen Vororten natürlich gar nicht. Selbst für die Fortschaffung der Marktabfälle und des sonstigen Schmutzes sind meist nur unzulängliche Vorrichtungen und Gelegenheiten geschaffen. Diese Fäkalien lagern oft tagelang auf den Straßen, und man kann sich von dem lieblichen Geruch in der sommerlichen Hitze und dem idyllischen Schmutz im regnerischen Winter eine Vorstellung machen, das letztere um so mehr, als der Himmel es jenseits des Kanals von den 30 Tagen des Monats Dezember 20 regnen läßt. Häufig wird die Unnehmlichkeit solcher Dürs- und Witterungsverhältnisse für den Straßenpassanten noch erhöht durch den in den an und für sich dunsigen Gassen sich fangenden schweren Rauch, ein Uebelstand, der sich besonders in der Nebelperiode stark bemerkbar macht. Diese pflegt hauptsächlich in die Monate Oktober und November zu fallen. Die Atmosphäre nimmt alsdann durchweg eine tiefe, dicke, rötlichgelbe Färbung an, die kaum das Licht der Straßenlaternen durchschimmern läßt und innerhalb der Häuser allerwärts zum Brennen der Lampen zwingt. Tritt gar der sogenannte schwarze Nebel auf, der meist plötzlich und innerhalb weniger Minuten einfällt, so ist die Stadt förmlich in eine ägyptische Finsternis, in pechschwarze Nacht gehüllt, die Handel und Verkehr mit einem Schlage ins Stocken bringt und es selbst für den erfahrensten Lokalfremder Londons schwer und sehr oft völlig unmöglich macht, sich auf

seinem Wege zurechtzufinden. Es braucht nach dem Gesagten kaum besonders erwähnt zu werden, daß der sprichwörtliche Londoner Nebel sich gerade in dem nördlichen Teile der Stadt und den dortigen Vororten auf das unangenehmste fühlbar macht. Eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Stadteile bildet eine gewisse Sorte von Speisehäusern, die sich, wie die Speisehäuser in London überhaupt, vielfach in den Händen von Italienern befinden. Sie werden meist in den Mittagstunden benutzt und liefern für 30—50 Pf. unfres Geldes ein immerhin passables Essen. Geistige Getränke werden dabei nicht verabfolgt, da der Ausschank derselben allgemein in England an eine verhältnismäßig sehr hohe Erlaubnisabgabe, die sogenannte „Licenz“, geknüpft ist. Die Gäste sitzen an roh gezimmerten Tischen auf ebenso roh gezimmerten Bänken, die gewöhnlich in der Richtung der Zimmerbreite parallel laufen und nur in der Mitte einen Gang für den Aufwarter frei lassen.

Als bedeutendster unter den Vororten im Osten der Stadt mag das an der Themse gelegene Woolwich genannt sein. Hier befinden sich größtenteils die gewaltigen Arsenale für das englische Heer und die englische Marine, desgleichen die immensen Fabrikations-Werkstätten für die Land- und Seebewaffnung, Umstände, die nicht wenig dazu beitragen, bei der englischen Bourgeoisie den Eindruck und die Bedeutung der Woolwicher Wahl zu verstärken, als unlängst die Arbeiterschaft dieses Platzes zum erstenmal einen ausgesprochenen und entschiedenen Arbeitervertreter in das britische Unterhaus entsandte.

Im Südosten Londons, sechs englische Meilen von London Bridge entfernt, liegt gleichfalls auf dem rechten Themse-Ufer das bekannte Greenwich. Die in der Nähe des Flusses gelegenen Straßen sind als Wohnsitz der Arbeiter- und Marktbevölkerung enge und unregelmäßig gebaut, während die höher liegenden Teile die in England beliebte Terrassenbildung mit Villen und Landhäusern aufweisen. Mit der Front nach dem Flusse steht hier jener herrliche Gebäudelomplex, der einst als das Greenwich Seemannsheim bekannt war, jetzt dagegen als königliche Seeschule dient. In früheren Jahrhunderten erhob sich hier ein königliches Schloß, das die patriotische Geschichtsschreibung als Geburtsstätte Heinrichs VIII., der „blutigen“ Marie und der Königin Elisabeth besonders zu erwähnen weiß. Die jetzigen Gebäude, zu verschiedenen Zeiten errichtet, setzen sich aus vier großen Blocks zusammen. Die Vorderfront, die in ihrer Bauart an den griechischen Stil erinnert, erhebt sich hinter einer an die 900 Fuß langen Terrasse. Daran schließen sich rechtwinklig zwei Seitenschügel, die wiederum durch ein imposantes Quergebäude verbunden sind. In einem der Flügel befindet sich die vielgenannte paintnig hall, wo die wichtigsten Thesen und Schlachten der englischen Marine sowie die Porträts ihrer hervorragendsten Admirale im Wilde festgehalten und verwahrt sind. Früher wurden hier ständig an die 3000 alter und invalider Seeleute beherbergt und versorgt, während weitere 5—6000 aus den Kapitalien des Hospitals Pensionen erhielten. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts begann man jedoch, das Pensionswesen völlig an die Stelle der persönlichen Verpflegung zu setzen, bis zu Beginn der 70er Jahre das Gebäude ganz für die Zwecke einer Seeschule in Anspruch genommen ward. Noch jetzt befindet sich hinter dieser eine Hospitaltschule, wo an die 1000 Knaben, Söhne armer See-Offiziere und unbemittelter Seeleute, aus dem Fonds des Instituts versorgt und erzogen werden. Man denke jedoch nicht, daß diese Fonds, wie das in Deutschland der Brauch zu sein pflegt, aus staatlichen Mitteln stammen. Das gesamte Hospitalwesen ruht in England auf der privaten Wohlthätigkeit, und man muß es dem Engländer lassen, daß er trotz seines sonst widerwärtig ausgeprägten Geschäftsegoismus für derartige Institute ein weit tieferes Verständnis und eine weit offener Hand besitzt als unsre deutschen Bourgeois.

Der wichtigste Anziehungspunkt von Greenwich ist der berühmte Park mit dem königlichen Observatorium, der weltbekanntesten Sternwarte. Diese liegt auf einer hügelartigen Erhöhung inmitten des Parks, von der aus man einen herrlichen Blick auf die Themse und die industriereichen südlichen Teile der Millionenstadt genießt. Der Park selber hat eine ganz beträchtliche Ausdehnung. Sein Entstehen verdankt er einen gewaltigen Diebstahl der englischen Großen am Gemeineigentum der einzelnen Grafschaften, die, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnend, wenn auch mit langen Unterbrechungen, bis tief in das letzte Jahrhundert fortgesetzt wurden und in der Geschichte unter dem Namen der „Einhegungen“ bekannt sind. Ganz zu Beginn dieser Bewegung ward auch das Areal des Greenwicher Parks — insgesamt 200 englische Acres — vom königlichen Hause in Beschlag genommen und in einen Lustgarten nach englischem Muster umgewandelt; weist der Park doch jetzt noch eine herrliche, aus der Zeit Karls II. stammende Kastanien-Allee auf.

Tiefer in das Land hinein finden wir als reizendes Villenstädtchen Chislehurst. Nach seiner Enthronung schlug bekanntlich Napoleon III. hier seinen Wohnsitz auf, was dem sonst durch keinerlei Sehenswürdigkeit ausgezeichneten Orte geraume Zeit hindurch zu einer gewissen europäischen Berühmtheit verhalf. Galt er doch als das eigentliche Centrum des Bonapartismus, wie denn auch heute noch das von der gestürzten Kaiserfamilie zur Zeit bewohnte, idyllisch gelegene Camden-House den Mittelpunkt von vielen Neugierigen bildet. Eine größere Anziehungskraft auf den Engländer übt freilich der ganz im Süden Londons an der Bahn nach dem gewerbereichen Croydon liegende Crystalpalast aus. Als gewaltiger Glasbau von mächtigem Umfange hatte er auf der Londoner Weltausstellung zu Beginn der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts ungeheures Aufsehen erregt, so daß man ihn dauernd zu erhalten beschloß. Heute dient er als

Unterhaltungs- und Vergnügungsplatz ersten Ranges, wo das ganze Jahr hindurch die reichste Gelegenheit geboten ist, bei echt englischen Preisen in den auch hierzulande satfam bekannten Weisen das Geld los zu werden.

Wichtiger jedoch als alles dies ist für den Engländer das im Südwesten der Stadt belegene Epsom, das alljährlich unmittelbar vor Pfingsten durch seine nationalen Pferderennen Tausende um Tausende anzieht. Früher durch Mineralquellen bekannt, galt es in der Zeit Karls II. und der Königin Anna als das englische Spa, wo die Aristokratie des Inselkönigreiches ihr verrufenes Treiben entfaltete, wie es Thackeray in seinem Henry Esmond lebendig und mit historischer Treue geschildert hat. Während der Ort später seinen Ruf als Stadt der eleganten Welt an Bath abtrat, behielt er das Renommee seiner Pferderennen, des weltberühmten Derby und der Oaks wegen. Diese Bezeichnungen sind von den nahe bei Epsom hausenden Carls, den Grafen von Derby und ihrem Wohnsitz, den Oaks (Eichen) genommen. Schon in der Zeit Jacobs I. sollen in Epsom Pferderennen stattgefunden haben. Die jetzigen „races“ wurden jedoch erst am Schlusse des 18. Jahrhunderts eingeführt. Tritt das Wetten in Deutschland in der Zeit der Rennen schon stark zu Tage, so ergreift es jenseits des Kanals alle Schichten der Bevölkerung in einem Maße, daß man sie geradezu als eine Volkskrankheit bezeichnen kann. Alles, „hoch“ und „niedrig“, „gentlemen“ und Arbeiter wettsiert und drängt sich zu den Wettbureaus, die drüben nicht nur zu einer förmlichen Institution, sondern zu sehr einträglichen Gewerben geworden sind. Daneben giebt es in England Leute in großer Zahl, die aus der Pferdewette ein förmliches Handwerk machen, das vielen einen auskömmlichen Lebensunterhalt verschafft, finden sich unter ihnen doch manche, die von ihrer Beschäftigung zu den verschiedenen „Ställen“ nicht nur zu leben, sondern selbst ein großes Haus zu machen im Stande sind.

Ganz im Westen Londons an der Themse treffen wir auf Windsor, bekannt durch den herrlich gelegenen, jahrhundertalten Wohnsitz des englischen Königshauses. Bietwohl dieser sich aus den altertümlichsten bis zu den modernsten Bauten zusammensetzt, hat er im ganzen doch das äußere Gepräge einer mittelalterlichen Burg mit Türmen, Mauern und Zinnen bewahrt und blüht beherrschend auf den hier vielfach gebundenen Fluß und den Ort an seinen pittoresken Ufern herab. Die Stadt selber trägt gleichfalls noch ein gewisses altertümliches Aussehen zur Schau. Entsteht in ganz England berühmt und ihrer übergroßen Anzahl von Wirtschaften wegen berüchtigt, erfreut sich das bekannteste derselben, der „Garter“, als John Falstaffs Lieblingskneipe in Shakespeares „Lustigen Weibern von Windsor“ noch heute eines großen Rufes in der gesamten Welt.

Im Norden der Themse liegen lediglich die beiden „aristokratischen“ Orte Chiswick und Highbury genannt sein. Beides sind vorwiegend Villenstädte, die hauptsächlich von der Londoner Hochfinanz zum Aufenthalt während der Sommermonate gewählt oder zum ständigen Wohnsitz erkoren werden, sofern diese „Herrschaften“ es nicht vorziehen, ständig in einem der Badeorte an der Südküste, sei es Hastings, sei es Brighton, zu wohnen. —

Dr. G. Laufenberg.

## Kleines feuilleton.

k. Die „Zauberin von Antinoë“. Aus Paris wird berichtet: Im Museum Guimet hat der Archäologe Albert Gayet wieder eine Ausstellung eröffnet, in der er die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in der Totenstadt von Antinoë während des letzten Winters vorführt. Er selbst hielt zur Einleitung vor einem geladenen Publikum einen Vortrag über seine Funde. Wie die erste Ausstellung in der Mumie der Thais, der christlichen Märtyrerin, so hat auch diese zweite eine „Sensation“ in einer Mumie, in der Gayet eine „Zauberin“ Myrthis sieht. In der Stadt Antinoë mischten sich die verschiedensten Glaubensbekenntnisse und Philosophien und der seltsamste Aberglaube. Die alten ägyptischen Kulte hatten sich unter dem Einfluß der orientalischen Kulte geändert; dazu kam der Hellenismus und das Christentum. Das Aegypten der ersten christlichen Jahrhunderte zeigt daher eine merkwürdige Synthese der vorhergehenden Anschauungen. Seit zwei Jahren suchte der Forscher, nachdem er die Totenstadt der Plebejer von Antioche ausgegraben hatte, nach dem Vestatungspiaz der Patrizier. Er hat ihn endlich gefunden, und von diesem stammen die Mumien, die er jetzt vorführt. Die wichtigste darunter ist eben die Mumie der Myrthis, die in einem Bericht folgendermaßen geschildert wird: „Myrthis ist mit einem gelben Kleid und einem Mäntelchen aus Purpurwolfe geschmückt und ruht unter Blättern von dem heiligen Baume Persea. Ihre kleinen nackten Füße kommen aus dem Kleide hervor; die feinen Füßchen mit den vollkommenen Nägeln haben eine Eisenfarbe angenommen. Die Haare fallen in lockigen Fransen über die Stirn, und Palmblätter bilden eine schöne große Aureole um ihr Haupt. Gayet vermutet, daß Myrthis eine Zauberin war. Kein Text sagt es, nur ihr Name ist in einer Inschrift überliefert; die Geschichte kennt ihn nicht. Aber in ihr Grab legte man einen Isiskopf, einen Zauberpapyrus, ein Tambourin aus Gazellenhaut, Lampen, darunter eine mit sieben Löchern für sieben Dachte, einen Hund aus Terracotta, der Anubis, den Herrn der Geheimnisse, darstellt, einen kleinen Altar, eine Glaschale, eine Hermes-

statuette und einen kleinen, sehr komplizierten Spiegel, in dem sich die göttliche Gegenwart offenbarte. Das sind alles Gegenstände der Zauberei. Dazu kommen Blütenblätter von Rosen und Blätter von Weisfuß, Majoran und Portulak. . . Ein junges reines Kind nahm einst den Spiegel in die Hand. Die Zauberin sagte ihm: „Deffne das Auge!“ und dann sagte sie siebenmal: „Das schöne Licht möge auftauchen!“ Und sie zündete die Lampe mit den sieben Dochten an und ordnete alles so an, daß das Bild des Anubis sich in dem Spiegel spiegelte, als wenn es auf den Auf antwortete: „Oh Her-Scheta, Herr der Dinge des Donau, Aufseher der Geheimnisse des Abgrundes, Bestatter des Osiris! . . .“ Der Wortlaut dieser Beschwörungen ist bekannt, und man kann ungefähr auch die täuschende Illusion rekonstruieren. . . Neben Myrthis ruht jetzt die Patrizierin Sabina in einem Kleid aus rosa Wolle und einem Mäntelchen aus Seidenabfällen. Diese elegante Dame war zweifellos stolz auf einen wunderbaren Shawl aus roter Wolle mit Einfügen in reicher Stickerei; man sieht darauf Apollo, mit dem Bogen zielend, und Venus Isis, die sich im Laub des Persea verbirgt; weiter sieht man Jagd- und Fischfangszenen, kleine Vorken, Lotus und Rosen. . . Sabina war sicherlich religiös, denn neben der Isis und dem Apollo des schönen Shawls sieht man gnostische Eisenbeingegegenstände und den Abraxas, der die Zahl 365, die Anzahl der Himmel des Basilides, bedeutet, und den „Ichthys“, den allegorischen Fisch, dessen fünf Buchstaben bedeuten „Jesus Christus, Sohn Gottes, Heiland“. Sabina war eine Christin der damaligen Zeit, das heißt etwas Platonikerin mit mystischen Neigungen. Und neben diesen ernsthaften Gegenständen liegt ein Halsband aus Perlen und Amethysten. . . Ein Glasstrahl ist den Leichen zweier sehr prächtig gekleideter Würdenträger gewidmet. Einer ist kahl, der andre behaart; einer ist barfüßig, der andre gestiefelt. Ihre Uniformmäntel sind mit tyrischem Purpur gefärbt und mit Vögeln, Chimären und schönen Verzierungen besetzt. In einem Grabe fand man 18 weibliche Leichen in gleicher Kleidung mit Wandschmuck, auf denen die rätselhaften Worte standen „Eupsukhi Antinoe“. Wahrscheinlich gehörten sie einer Trauerbrüderschaft an. Ferner enthält die Ausstellung noch zahllose, hier und dort gefundene Gegenstände: Armbänder, Ohrringe, Halsbänder, Muschelarbeiten, Statuetten von Göttern, Mithra, Jupiter-Ammon, Horus, Isis-Demeter und darunter Kreuze! . . . Kuppen aus bemalter Terracotta, Frauengewänder, Luniken aus feinem Limen, mit Bildern vom Kampf der Pygmaen und Zentauren, von rasenden Bacchantinnen usw. besetzt. —

— Der kanadische Lachs. Man berichtet der „Frankfurter Zeitung“ aus Montreal, Ende Mai: Die Kanadische Pacific-Bahn will in diesem Sommer einen interessanten Versuch unternehmen, sie beabsichtigt nämlich, von dem Lachs, der während der Monate Juli und August an der Pacific-Küste und im Frazer-Flusse gefangen wird — es handelt sich alljährlich um Millionen von Exemplaren dieses teureren Fisches — große Massen von Vancouver aus nach Montreal und von dort per Dampfer nach London, Liverpool usw. zu senden, wo die Fische in bestem, frischem Zustande auf den Markt gelangen sollen. Die Reise von Vancouver nach Montreal dauert mit dem schnellsten Zuge, dem „Imperial Limited“, immerhin 100 Stunden, die der Bahn gehörenden Dampfer gebrauchen 10 Tage zur Fahrt von Montreal nach Liverpool, sodas, wenn alles klappt, zum mindesten 15 Tage vergehen, bis die Fische von Vancouver nach London gelangen. Es bleibt abzuwarten, ob das Experiment glücken wird. Jedenfalls kann der auf diese Weise importierte Lachs in England billig gekauft werden; der Preis stellt sich in Vancouver während der Fangzeit sehr niedrig, auf etwa 20 Cents für einen Fisch von 15 bis 20 Pfund Gewicht. Aber dieser Lachs, der zum Transport in Blechdosen zubereitet wird, ist, was die Qualität und den Geschmack anbelangt, bei weitem nicht mit dem Lachs des Rheins, Schottlands oder des östlichen Kanada zu vergleichen, er steht darin beträchtlich zurück, ist von matter Farbe und weichlichem Fleische. Die Fachleute behaupten, daß dieser „Sockeye“-Lachs (*Oncorhynchus Nerka*) überhaupt kein Lachs sei, sondern zu der Klasse der Forellen gehöre. Wie dem auch sei, der Reisende, der das Glück hat, während der Fangmonate im westlichen Kanada, auf der Route von Winnipeg bis Vancouver, sich aufzuhalten, wird diese Sorte Lachs bald herzu-lichst satt bekommen: in jedem Restaurant und in jedem Hotel bekommt er diesen Fisch täglich dreimal vorgesetzt. Es giebt keine Hilfe dagegen, die schöne Lachszeit muß gründlich ausgelostet werden. —

ss. Die Wissenschaft vom Spargel. Vor fast 100 Jahren, genauer im Jahre 1805, wurde zum erstenmal aus jungen Spargeltrieben ein kristallinischer Körper ausgeschieden, der nach dem Namen des Spargels (*Asparagus*) Asparagin getauft wurde und merkwürdige Einflüsse auf den menschlichen Körper zu erkennen gab. Das Asparagin ist überdies dem Spargel nicht eigentümlich, sondern kommt auch in Rüben, Kartoffeln, Erbsen, Schoten, Bohnen und Wicken vor. Es besteht zu mehr als ein Fünftel seines Gewichts aus Stickstoff, doch ist ihm wahrscheinlich ein unmitttelbarer Nährwert nicht zuzuschreiben. Es liegen aber Gründe für die Annahme vor, daß es die Ernährung wesentlich unterstützt, indem es die Aufnahme von Eiweißstoffen und Kohlenwasserstoffen fördert und außerdem die Neigung besitzt, Säulniserheinungen im Darm entgegenzuwirken. Es bleibt die Frage, ob der Spargel für die Ernährung des

Menschen einen Vorzug vor andren saftigen Gemüsen in Anspruch nehmen kann, die das Asparagin gleichfalls enthalten. Das ist an sich nicht der Fall, auch der eigentliche Nährwert des Spargels im ganzen ist nicht größer als der von andren zarten Gemüsen. Zu mehr als Neunzehntel nämlich besteht der Spargel aus Wasser, und der Rest wird zusammengesetzt aus kleinen Teilen von Fett, Kohlenwasserstoff, Holzstoff und Mineralstoffen. Trotzdem mögen in besondrer Hinsicht dem Spargel vorteilhafte Eigenschaften zugeschrieben werden, nämlich als einer wertvollen Quelle von Mineralsalzen, die eine gesunde alkalische Zusammenetzung des Blutes fordern und vornehmlich dem Sforbit entgegenwirken. Mag in diesem Urteil noch manches unsicher sein; mag man im besondern Zweifel hegen, ob der Spargel einen diätetischen Vorrang vor gewöhnlichem Kohl, Seekohl, Spinat oder andern grünen Gemüsen in jungem Zustand besitzt; mag man vor allem darauf verweisen, daß er sicher weniger nahrhaft ist als die Kartoffel, so ist doch auf der andern Seite gewiß, daß er des Wohlgeschmacks wegen einen hervorragenden Platz verdient, weil der angenehme Geschmack eines Nahrungsmittels eine wichtige Rolle in dem großen Vorgang der Ernährung spielt. —

**Völkerrunde.**

— Das Wampum der Indianer. Kürzlich wurde vor dem Obersten Bundesgericht der Vereinigten Staaten über den Besitz eines Wampumgürtels verhandelt, der früher einmal in einem Vertragsverhältnis der Onondagas, eines der sechs New Yorker Iroquoisstämme, eine Rolle gespielt hatte. Heutzutage haben diese Stämme nur noch Wert für Sammler und Erforscher von Indianer-Altartümern. Zur Zeit der Besiedelung Amerikas durch England aber waren sie das allgemeine Geld der Indianer bis zum Mississippi und südlich bis zum Potomac, wenn auch ihr Wert bei den einzelnen Stämmen schwankte. Wampums sind kleine polierte Muschelstücke, die aneinandergereiht als Schmuck getragen wurden. Ihren hohen Wert erkennt man daraus, daß bei den Iroquois 20 Wampumstücke das Wergeld für einen Erschlagenen ausmachten, dem 10 war die heilige Totenzahl, so daß zweimal 10 das Leben des Erschlagenen wie das des Mörders einschloß. Bei den Totenfeiern am zehnten Tag wurden über den Wampums Zauberformeln gesprochen, wodurch die Sippe des Gestorbenen aus der Trauer gezogen wurde. Wurden Verträge zwischen Stämmen abgeschlossen, so wurden zur Versiegelung der Handlung Wampumstücke oder Gürtel getauscht, die als das sichtbare Zeichen der geschuldeten Vertragstreue galten. Auch symbolische Zeichen wurden durch die Anordnung heller und dunkler Wampums auf dem Gürtel angebracht, Kreuze, Kreise usw. Im Verkehr mit den Weißen war das Wampum allgemeines Zahlungsmittel, ja, es war während des 17. Jahrhunderts sogar ein gesetzliches Umlaufmittel im Geldverkehr der Weißen untereinander, die selbst ihre Steuern in Wampums zahlen konnten. Damals war ja der Handel mit den Indianern noch einer der wichtigsten Erwerbszweige der Weißen, die also ihre Wampummünzen stets absetzen konnten. Später, als dieser Handel nicht mehr dieselbe Bedeutung besaß, auch unechte Wampums in Kurs gebracht wurden, schieden die Wampums als Geld aus, an der Küste, wo allmählich mehr englisches Metallgeld zirkulierte, natürlich früher als im Innern. — („Kölnische Zeitung“.)

**Notizen.**

— Preise von 600, 400 und 200 Mark schreibt der Allgemeine deutsche Sprachverein für die beste Beantwortung der Frage aus: „Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen Handelsstande zu bekämpfen?“ Letzter Einlieferungstermin ist der 1. April 1904. —

— E. Kehlerlings vieraktiges Schauspiel „Peter Sabel“ wird eine der ersten Novitäten der Winterpielzeit im Münchener Schauspielhaus sein. —

— „Colombine“, eine lustige Oper von Oskar Strauß, Text von Arthur Pserhofer, geht in der nächsten Saison erstmalig im Theater des Westens in Scene. —

— Die neugegründete Geographische Gesellschaft in Baltimore sendet in diesem Monat eine Expedition nach den Bahama-Inseln unter der Leitung des Geologen Prof. Dr. G. W. Shattuck. Auf einem besonders zu diesem Zweck zur Verfügung stehenden Schiffe werden „Petermanns geogr. Mitteilungen“ zufolge, etwa 50 Teilnehmer unter sachmännischer Führung die Geologie, Tier- und Pflanzenwelt der Insel und der angrenzenden Meeresgebiete, die klimatischen Verhältnisse untersuchen. —

— Der Internationale Kongreß für Meeresuntersuchungen wird im Juli auf Rügen und im September in Kopenhagen zusammentreten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. Juni.